

Marsch des Lebens für Israel, Zürich, 2. Mai 2019

Liebe Anwesende

Ich wurde angefragt, ob ich etwas zum Thema Antisemitismus in der Kirchengeschichte sagen könnte – gerade jetzt im Reformations-Jubiläums-Jahr, in dem wir an 500 Jahre Zürcher Reformation denken. Dieser Tag, heute ist Jom haSchoah, Holocaust-Gedenktag, steht unter den Begriffen „Erinnern – Versöhnen – Ein Zeichen setzen“. Auf der Rückseite des Einladungs-Flyers ist zu lesen „Eine öffentliche Stimme gegen Antisemitismus und Rassismus“.

Ich möchte heute nicht nur zurückblicken, um uns zu erinnern, sondern ich möchte als ein selbst Angesprochener, selbst Betroffener reden. Während meines Theologiestudiums beschäftigte ich mich gerade mit Karl Barth, dem Kirchenkampf, dem Thema Antisemitismus. Da betrat ich einen Buchladen, schlug ein Exemplar einer „Geschichte Israels“ auf und las darin mit einem Kugelschreiber auf die erste Seite hingesudelte antijüdische Diffamierungen, die ich hier gar nicht wiedergeben möchte. Und das gleich in noch einem Exemplar – wohlgemerkt hier in der Schweiz.

Wir sind hier auch nicht gefeit vor Rassismus und Antisemitismus, wir wissen das. Wir schauen jetzt anhand von Streiflichtern etwas in die Geschichte – es sind wirklich nur kurze Einblicke. Doch ich werde mit einem sehr persönlichen Beispiel dann enden, denn mir geht es nicht nur um Wissen, sondern um eine innere Betroffenheit.

I.

Antisemitismus ist ein irrationales Phänomen, das wir bereits aus Biblischen Texten kennen, denken wir an den Judenhas in der Perserzeit, von dem uns das Ester-Buch berichtet. Weshalb aber auch Antisemitismus in der Kirchengeschichte?

Das Christentum ist aus dem Judentum herausgewachsen. Wir teilen uns die Hebräische Bibel, welche wir Christen das Alte Testament nennen. Im Neuen Testament bringt es Johannes auf den Punkt, wenn er in Johannes 4,22 sagt: **das Heil kommt von den Juden**. Es ist die Heilsgeschichte, die mit Abraham eingesetzt hat. Im Glauben an Jesus haben die Christen aus den verschiedenen Nationen Anteil an dieser Heilsgeschichte.

Paulus vergleicht sie mit Zweigen, die auf einen Ölbaum aufgepfropft wurden. Christen also als Zweige, die auf diese Geschichte Gottes mit dem jüdischen Volk aufgepfropft werden. In diesem Bild kommt eine Warnung von prophetischer Kraft (Römer 11,18): **Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich**. Aufgepasst, erhebe dich nicht über die Wurzel, erhebe dich nicht über das jüdische Volk, es ist deine Wurzel.

Umso schrecklicher ist es die Tatsache, dass in der Kirchengeschichte nun – leider – genau das Gegenteil zu beobachten ist. Kaum wurde das Christentum Staatsreligion beginnt das Schwierige. Das Christentum erhebt sich eben über seine Wurzel, schneidet sich selbst von der Wurzel ab, ja bekämpft sie sogar.

Schon im Zug der Konstantinischen Wende, nach dem Toleranzedikt für das Christentum, 313, kam es zu ersten Sondergesetzen für die Juden. 321 wurde der Sonntag zum allgemein verbindlichen Feiertag erkannt,

schon unter Konstantin wurde Weihnachten am 25. Dezember gefeiert. Es folgte dann auch die Verschiebung des Osterfestes weg vom jüdischen Passah-Termin auf den Sonntag, der nach dem ersten Vollmond nach der Frühjahrs-sonnwende folgt. Das waren natürlich Signale der Privilegierung des Christentums, z. T. auch der Abgrenzung gegenüber dem Judentum.

380 erklärte Theodosius das Christentum zur Staatsreligion, was das Fundament für den späteren mittelalterlichen Antijudaismus legte. In Ostrom schränkten die Judengesetze des Kaisers Justinian I. 534 die Rechte der jüdischen Minderheit noch mehr ein. Im Westen sprach z. B. das Konzil von Macon 581 Berufsverbote für Juden aus. Während der Völkerwanderungszeit war die Lage der Juden in Europa uneinheitlich. Gebietsweise waren Zwangstaufen oder die Ausweisung von Juden der Fall.

Die Kreuzzüge brachten generell eine Verschlimmerung der Situation der Juden mit sich. Denken wir nur an die Gräueltaten in Jerusalem, an das furchtbare Blutbad, das die Kreuzfahrer 1099 anrichteten. Judenverfolgungen flammten im Zeitalter der Kreuzzüge auch in Europa auf.

Im 13. Jh. verschlechterte sich die Lage der Juden noch einmal. Das 4. Laterankonzil 1215 verlangte eine besondere Kleidung, die Juden kennzeichnet. Wir wissen, besonders schlimm wurde es im 14. Jahrhundert. 1348/49 wurden die Juden für die Pest verantwortlich gemacht. 1348 wurde auf Schloss Chillon – hier in der Schweiz – ein Jude so lange gefoltert, bis er die Brunnenvergiftung gestand.

In Basel wurden 1349 alle Juden der Stadt auf der Rheininsel verbrannt. Auch im Kanton Zürich hatten wir ein grosses Judenpogrom, ebenfalls 1349.

Der Chronist Heinrich von Diessenhofen (ca. 1300–1376) berichtet: „Am 18. September 1349 wurden 330 Juden verbrannt, die im Schloss Kyburg Schutz gesucht hatten. Sie kamen aus Winterthur, Diessenhofen und anderen Städten des österreichischen Herzogs, der sie beschützte.“ Albrecht II. von Habsburg, dem auch die Kyburg gehörte, war zwar gewillt, die Juden zu bewahren. Doch der auf der Kyburg eingesetzte Vogt vermochte dem Druck der Bevölkerung nicht zu widerstehen und gab die Juden preis – sie wurden vermutlich auf dem nahe gelegenen Eschenberg verbrannt. Über die tatsächliche Zahl ist man sich nicht im Klaren, doch es waren viele.

Die Juden wurden aus England, Frankreich, 1492 auch aus Spanien vertrieben, sodass um 1500 in vielen europäischen Gebieten keine Juden mehr lebten. Wir merken, Geschichte und Kirchengeschichte sind im Mittelalter eng verknüpft.

II.

Wie sah es theologisch aus? Die Kirchenväter legten den Grundstein für die Ansicht, die Kirche sei quasi an die Stelle von Israel getreten, was man auch Ersatztheologie nennt.

Das bringt z. B. Tertullian zum Ausdruck, wenn er in seiner Schrift „Adversus Iudaeos“ (Gegen die Juden) schreibt: „Die Juden sind von Gott abgefallen und haben das Heil zurückgestoßen. Deshalb ist die Berufung an die Heiden ergangen.“

Augustinus (354-430), einer der wichtigsten Kirchenväter, nahm eine zwiespältige Haltung ein. Obwohl er Paulus zustimmte, dass man die Juden lieben solle, schreibt er in seinem „Traktat wider die Juden“ von „ihrer Bosheit“, „ihren Lügen“.

Der Kirchenvater Chrysostomos schreibt in einer Predigt „Adversos Iudaeos“ (Gegen die Juden), weil die Juden Christus getötet hätten, gebe es keine Verzeihung und keine Entschuldigung für sie. Was die Juden getan hätten sei schlimmer als alles andere. Es ist schmerzhaft, solche Dinge zu lesen. Gerade von einem Chrysostomos, der an anderer Stelle die Auserwählung Israels bekräftigt. Diese antijüdischen Zitate bei den Kirchenvätern machen mich betroffen.

Doch am meisten erschüttert war ich in der Vorbereitung über Martin Luthers Schrift „Von den Juden und ihren Lügen“, 1543, sie ist schrecklich. Nun kommen wir zur evangelischen Kirchengeschichte. Luther wollte ja die Rabbinen für sein Reformations-Projekt gewinnen. Er hatte zu Beginn eine Sicht für das jüdische Volk, doch der Schmerz seiner Enttäuschung über persönliche zwischenmenschliche Erfahrungen wandelt sich in flammende Zornesworte in seiner Schrift „Von den Juden und ihren Lügen“.

An einer Stelle beschreibt er, wie er mit Juden biblische Texte lesen wollte. Sie liessen sich aber nicht von seiner Exegese überzeugen, sondern meinten, sie müssten ihren Rabbinen glauben. Luther schreibt, er wolle mit keinem Juden mehr zu tun haben. Lass sie fahren ... Und dann wendet sich seine Enttäuschung eben in Zorn. Es finden sich darin Unglaubliche Beschimpfungen, Schmähworte ...

Luther geht in dieser Schrift auf Psalm 109 ein. Auch in seiner früheren Psalmenauslegung zu Psalm 109 finden wir folgende Argumentation: Im gottlosen Gegner sieht er Judas und das jüdische Volk. In Vers 8, als es heisst, sein Amt soll ein anderer empfangen, schreibt Luther, so wie Matthias an die Stelle von Judas Jünger wurde, so seien die Heiden anstelle der Juden getreten. Matthias war genauso Jude wie Judas und alle anderen Jünger ... Wir finde hier erneut, was wir als Ersatztheologie bezeichnen.

In Luthers Schrift „Von den Juden und ihren Lügen“ verschärft sich die negative Haltung und er bezeichnet er die Juden nun als Feinde. Sie seien uns eine schwere Last, eine Plage, das sind gerade noch die sanften Ausdrücke – neben den Schimpfbegriffen, die ich hier nicht erwähnen möchte.

Und dann kommen ja die vielzitierten praktischen Tipps: „Erstlich, dass man ihre Synagoge oder Schule mit Feuer anstecke ...“ was dann ja in der Reichskristallnacht auch tatsächlich geschehen ist. Man solle auch die Häuser der Juden zerstören, soll die Talmudschriften konfiszieren und den Rabbinen verbieten, hinfort zu lehren.

Luther spricht auch von einer Ausgangssperre, man solle den Juden die Strasse verbieten, sie sollen zu Hause bleiben. Ja, und dann fragt sich Luther gegen Ende seiner Schrift, was man machen soll, wenn die Juden trotz verbot ihren Glauben weiterhin ausüben. Und er kommt zum Schluss, sie sollten „... aus unserem Lande vertrieben werden.“

Es entbehrt nicht einer gewissen Logik, dass sich der Herausgeber des antisemitischen Hetzblattes „Der Stürmer“ Julius Streicher am 29. April 1946 im Rahmen des Nürnberger Prozesses ausgerechnet mit dem Verweis auf Luther zu verteidigen versuchte. Er meinte: „In dem Buch Die Juden und ihre Lügen“ schreibe Dr. Martin Luther (so nennt er ihn) ja, „man solle ihre Synagogen niederbrennen, man soll sie vernichten ...“ Und damit hatte er nicht Unrecht.

Es war auch ein historisch merkwürdiger Zufall, dass die Reichspogromnacht, in der Luthers Rat, die Synagogen niederzubrennen, umgesetzt wurde, ausgerechnet am Geburtstag des Reformators (10. November) stattfand, in der Nacht vom 9. auf den 10. November.

III.

Kommen wir zu Zürich. Soweit ich weiss gab es in Zürich zur Zeit der Reformation keine jüdische Bevölkerung in der Stadt. Zwingli hatte Kontakt mit dem Arzt „Mosche von Winterthur“. Zwinglis Nachfolger Heinrich Bullinger war schockiert, dass der ehrwürdige Wittenberger Reformator mit so mörderischem Hass gegen die Juden polemisierte.

Ansonsten zeigte sich Bullinger selber nicht gerade judenfreundlich. Im Grundsatz befürwortete er die Toleranz gegenüber den Juden. In einem Gutachten für die Stadt Augsburg riet er jedoch, die Juden am Ort nicht zu dulden.

Die Reformation brachte auch in der Schweiz nicht einen grundlegenden Wechsel in der Behandlung der Juden. Mir ist letztes Jahr, als ich mich mit der Lehre des messianischen Friedensreiches auseinandersetzte, der Sprachgebrauch in den evangelischen Bekenntnissen ins Auge gestochen.

Im reformierten „Zweiten Helvetischen Bekenntnis“ von 1566, von Bullinger verfasst, lesen wir: „Wir verdammen ausserdem die jüdischen Träume (,judaica somnia'), dass es vor dem Tag des Gerichts auf Erden ein goldenes Zeitalter geben werde und die Frommen die Reiche der Welt einnehmen und ihre gottlosen Feinde unterdrücken werden.“ Die Lehre vom kommenden Reich wird also auch zu Reformationszeit, auch in der Schweiz, immer noch als „jüdische Träume“ angesehen und die Ablehnung quasi antijüdisch begründet.

Die Reformation bringt in der Schweiz nicht grundsätzlich eine Wende der Haltung gegenüber den Juden mit sich. Denken wir daran, dass noch im 18. und 19. Jahrhundert Edingen und das Nachbardorf Lengnau die einzigen Orte der Schweiz waren, wo sich Juden niederlassen durften.

Eine Frage, die ich mir zur Zeit des Dritten Reiches stelle: Weshalb haben sich – gerade auch in der evangelischen Tradition – nicht mehr Theologen gegen die Nazi-Ideologie gewandt? Im Luthertum wurde ein Faktor in der Eigengesetzlichkeit der Kirche gegenüber dem Staat gesehen. Ich frage mich aber – als Alttestamentler – besonders für mein Fach.

Und ich sehe einen Faktor – besonders in der Theologie des 19. Jahrhunderts – in der Abwertung des nachexilischen Judentums. Nehmen wir als Beispiel das einflussreiche Modell der Geschichte Israels von Julius Wellhausen, das das vorexilische Israel vom nachexilischen Judentum unterscheidet. Durch die Kultisierung, Ritualisierung – in seinem Modell – ist das nachexilische Judentum für ihn eine Abwertung im Vergleich zum kraftvollen alten Hebraismus. Ich habe mich intensiv mit der nachexilischen Epoche beschäftigt und sehe darin ein lebhaftes, äusserst dynamisches Judentum, ich habe ein völlig anderes Bild.

Es wird eifrig diskutiert, ob Wellhausens Äusserungen antisemitischer Natur waren oder nicht. Die Wirkungsgeschichte begünstigte eine negative Einstellung dem Judentum gegenüber. Das Denken war geschwängert vom Geist des 19. Jh. Das ein Beispiel, wie antisemitische Haltungen in der Theologie wirksam waren.

Es gab wenig Widerstand von Theologen im zweiten Weltkrieg. Karl Barth sprach von einer „schlafenden Kirche“. Barth selber sah sehr klar. Schon 1933 nach der Machtergreifung Hitlers meinte er, hier müsse man „das Halt hören und die Grenze sehen, über die hinaus man eigentlich nur unter ‚Verrat‘ am Evangelium ... weitergehen könne.“

1938 äusserte er sich hier in Zürich, in Wipkingen, in einem Vortrag sehr deutlich: „Wer ein prinzipieller Judenfeind ist, der gibt sich als solcher, und wenn er im übrigen ein Engel des Lichts wäre, als prinzipieller Feind Jesu Christi zu erkennen. Antisemitismus ist Sünde gegen den Heiligen Geist.“ Es ist nicht möglich, gleichzeitig Christ und Antisemit zu sein. Leider gab es nicht viel mehr Stimmen in der Kirche gegen Antisemitismus.

Karl Barth freute sich nach der Barmer Erklärung: „Die Zeit der schlafenden Kirche ist heute zu Ende“. Doch es war nicht so. Er selbst schrieb nach dem Krieg an Eberhard Bethge: „Ich empfinde es längst als eine Schuld meinerseits, dass ich sie (die Judenfrage) im Kirchenkampf jedenfalls öffentlich ... nicht ebenfalls als entscheidend geltend gemacht habe.“

IV.

Selbst Barth war der Ansicht, die Judenfrage hätte auch in der Bekennenden Kirche deutlicher thematisiert werden müssen. Dasselbe gilt für die Schweiz: Wir wissen um die Flüchtlingspolitik der Schweiz im zweiten Weltkrieg. „Das Boot ist voll“ ist ein theoretischer Satz, doch hinter unserer damaligen Politik stehen Einzelschicksale.

Ich möchte deshalb heute die Geschichte von Lea, einer Jüdin, erzählen. Ich kannte Lea persönlich, sie ist 2012 gestorben. Lea wuchs in Österreich auf. Nach dem Einmarsch der Deutschen musste die Familie nach Wien umsiedeln. Damals – noch in Österreich – wurde ihr kleiner Bruder deportiert. Lea sagte einmal zu meiner Frau, es sei für ihre Mutter gewesen, wie wenn man ihr einen Finger abgeschnitten hätte. „Man stirbt nicht sofort, doch verblutet mit der Zeit.“

Die Familie konnte nach Belgien fliehen, wo Lea ihren Mann kennenlernte. Mit dem letzten Schiff reiste sie nach Amerika. Leas Schwester wohnte hier in Zürich, war gut situiert, verheiratet und hätte problemlos Wohnraum und Mittel gehabt, um die Eltern aufzunehmen. Die Eltern wollten tatsächlich nach Zürich kommen und hier Sicherheit finden.

Doch die Schweizer verhafteten Leas Eltern an Grenze und übergaben sie den Deutschen. Die Deutschen brachten sie in ein Lager in Frankreich, bei Drancy. In ihrer letzten Karte an ihre Tochter in Zürich schrieben sie, sie würden am nächsten Tag abtransportiert. Sie wurden 1942 in Auschwitz umgebracht. Ihr Sohn in Israel schickte mir heute ein Bild dieser letzten Karte. Es ist eine harmlose, auf Französisch verfasste Karte, man merkt die Zensur. Doch auf Deutsch steht unten noch: „Leider haben wir Pech gehabt.“ Lea erzählte meiner Frau von einem anderen Brief, in dem ihre Mutter ihr schrieb: Was würde ich dafür geben, wenn ich nur einmal bei euch durchs Schlüsselloch blicken könnte und dich mit deinem Sohn sehen könnte!

Die Geschichte von Lea hat hier mit Zürich zu tun. Lea kam später oft hierher zurück, um ihre Schwester zu treffen. Ich habe sie auch hier in der Schweiz und in Israel getroffen. Diese Geschichte macht mich sehr betroffen, weil ich Lea kannte. Unsere Schweizer Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg war am Schicksal ihrer Eltern mitverantwortlich.

Wie eingangs gesagt, bin ich heute selbst Angesprochener. Wir können beim Thema Antisemitismus nicht nur auf die anderen zeigen, wir müssen auch unsere Schuld zur Sprache bringen. Deshalb sind wir heute hier. Wir möchten nicht beschönigen, sondern der Geschichte ins Auge schauen. Und wir möchten bekennen.

V.

Das Stuttgarter Bussbekenntnis hat nach dem Krieg die Schuld der Kirche im Holocaust benannt. Wir finden darin die Formulierung, die auf euren Karten abgedruckt ist: „Wir klagen uns an, dass wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben.“

Wir haben nun den Antisemitismus in der Kirchengeschichte thematisiert, da sind passen diese Worte des Bekenntnisses. Wir werden sie am Ende gemeinsam lesen.

Erst bete ich und thematisiere darin unsere Schuld: zuerst die Schuld von uns Christen, dann die Schuld der evangelischen Tradition (wir denken dieses Jahr an die 500 Jahre seit der Reformation), schliesslich auch die Schuld der Schweiz in den Pogromen und während der Schoah, heute ist Holocaust-Gedenktag. Wir sprechen auch den Umgang mit jüdischen Vermögen nach dem Krieg und den Antisemitismus in unserer Zeit an.

Wir beten und schliessen mit dem gemeinsamen Bekenntnis:

Vater im Himmel, als Christen sind wir heute betroffen vom Antisemitismus in der Kirchengeschichte. Wir bekennen, dass wir unsere Wurzel, das jüdische Volk, nicht geehrt, sondern diffamiert, verunglimpft und verfolgt haben.

Als Evangelische Christen bekennen wir, dass mit der Reformation nicht alles besser wurde, sondern sogar Linien von der Reformation zur Schoah ausgezogen werden können. Antisemitische Äusserungen machen uns sprachlos.

Als Schweizer bekennen wir dir die Schuld unserer Pogrome an Juden, z. B. auf der Kyburg. Wir bekennen dir auch die Schuld unserer Flüchtlingspolitik im zweiten Weltkrieg und den Umgang mit den Holocaust-Geldern nach dem Krieg. Das Schicksal von Leas Familie und vielen anderen geht uns nahe. Bitte vergib uns unsere kalte Haltung, das Boot sei voll gewesen.

Vergib uns, dass nicht mehr Christen über die Jahrhunderte gegen Antisemitismus aufgestanden sind und vergib uns auch allen Antisemitismus in unserer Zeit, in welcher Form er auch auftritt, oft als Antisraelismus kaschiert.

Über dieser ganzen leidvollen Geschichte bekennen wir gemeinsam mit den Worten des Stuttgarter Schuldbekenntnisses: „Wir klagen uns an, dass wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben.“

Amen

Thomas Bänziger, Pfr. Dr. theol.